

Zeitschrift: Schweizerische pädagogische Zeitschrift
Band: 10 (1900)
Heft: 6

Artikel: Pädagogische Streifzüge
Autor: Suter, J.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-789013>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 11.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Pädagogische Streifzüge.

Öffentlicher Vortrag, gehalten auf dem Rathaus zu Aarau im Winter 1898/99.

Von Rektor I. Suter.

V. Z.! „Wer nach dem Zauber, den Naturphänomene oder ferne Länder ausgeübt, die Rede auf pädagogische Fragen bringt, der hat einen schweren Stand“. ¹⁾ Das ist wohl der stille Gedanke, mit dem man mich da und dort begrüsst. Was Wunder? Klagt doch ein namhafter pädagogischer Forscher und Schriftsteller, der Engländer Herbert Spencer, in seinem Werke: „Die Erziehung in geistiger, sittlicher und leiblicher Hinsicht“ schwer über die Teilnahmslosigkeit, welche die heutige Welt der Erziehungswissenschaft gegenüber an den Tag lege. Spencer findet es unbegreiflich, dass Eltern an die schwierige Aufgabe der Kindererziehung herantreten wollen, ohne an die Grundsätze, welche sie dabei leiten sollen, auch nur gedacht zu haben. In den Schulen geschehe nach dieser Richtung nichts. Altertumsforscher müssten gewiss einmal, wenn sie in späten Zeiten unsere gegenwärtigen Zustände erforschten und dabei auch unsere Lehrpläne unter die Lupe nähmen, zu der Meinung kommen, letztere hätten lediglich auf ehelose Stände Bedacht genommen. Auch in Gesellschaft werde von hunderterlei Dingen, von Landwirtschaft, von Mode u. dgl. geredet, nur von dem allerwichtigsten Gegenstände, der Kindererziehung, nicht.

Nun, dieser Pessimismus Spencers ist in England selber durch die glänzende Aufnahme, die sein Buch mit samt dem Klageliede gefunden, gründlich widerlegt worden. Seine „Education“, 1861 zum erstenmal publizirt, hatte 1885, also in 24 Jahren, bereits 16 Auflagen erlebt. Auch die übrige Menschheit möchte ich gegen den Vorwurf, dass sie unpädagogisch sei, in Schutz nehmen. Nicht mit subjektiven Behauptungen werde ich dies tun, sondern meine Darstellung durch die Zeugnisse unanfechtbarer Gewährsmänner erhärten.

¹⁾ Vorausgegangen waren Vorträge über die Röntgenstrahlen und über China.

Sie wissen, was Homer seinen Landsleuten und Zeitgenossen, den kleinasiatischen Griechen um das Jahr 900 v. Chr., was er später dem kunstsinnigsten Volke, das die Erde je getragen, den Griechen des Mutterlandes, gegolten. Es ist Ihnen bekannt, dass auf Homer insbesondere geht, was Schiller in seinen „Künstlern“ singt:

Zweimal verjüngte sich die Zeit,
Zweimal von Samen, die ihr ausgestreut.

Ja, wenn man sich vergegenwärtigt, was für herrliche Wunder Homer vor einem Jahrhundert durch die Vermittlung von Klopstock, Lessing, Voss, von Goethe und Schiller gewirkt, — man dürfte füglich von einer dritten Renaissance, die er herbeigeführt, reden.

Doch nicht von der künstlerisch-ästhetischen Bedeutung des Dichtersfürsten möchte ich jetzt sprechen, sondern ihn vom pädagogischen Standpunkte aus betrachten. „Also seinen Einfluss auf die Erziehung willst du feststellen?“ Allerdings hoffe ich auch nach dieser Richtung Resultate zutage zu fördern. Meine hauptsächliche Absicht aber ist, durch die homerischen Epen hindurch Ausblicke zu eröffnen auf des Dichters Zeit; nachzuweisen, wie sich Homers Zeitgenossen zur Erziehung gestellt und wie sie von derselben gedacht.

Homer ist ein fahrender Sänger gewesen, der seine Lieder bald auf Märkten und Hafensplätzen, bald an den vielen kleinen Fürstenhöfen vortrug. Um Anklang zu finden, musste er Gegenstände behandeln, für welche das Volk sich interessirte. „Das ist das willkommenste Lied“, heisst es einmal bei ihm, „das als das neueste der Hörer Ohren umtönt.“ In welchem Masse ihm das gelungen, sagt Altmeister Goethe: ¹⁾

Wäre Homer von allen gehört, von allen gelesen,
Schmeichelt er nicht dem Geiste sich ein, es sei auch der Hörer,
Wer er sei, und klinget nicht immer im hohen Palaste,
In des Königes Zelt die Ilias herrlich dem Helden?
Hört nicht aber dagegen Ulyssens wandernde Klugheit
Auf dem Markte sich besser, da wo sich der Bürger versammelt?
Dort sieht jeglicher Held in Helm und Harnisch, es sieht hier
Sich der Bettler sogar in seinen Lumpen veredelt.

Die vier ersten Bücher der Odyssee rücken des Helden geliebten Sohn, den Telemach, vor unsere geistigen Augen und werden darum wohl auch unter dem gemeinsamen Titel: „die Telemachie“ zusammengefasst. Was sind sie aber im Grunde? Eine Lösung erzieherischer Probleme, freilich nicht eine trocken-prosaische, sondern eine überaus anmutige, poetische.

Sie schauen einen jungen Mann von 20 Jahren, der von seiner treubesorgten Mutter Penelope aufs gewissenhafteste erzogen worden ist.

¹⁾ I. Epistel.

Das zeigt sich gleich in seinem wohlgesitteten Benehmen, das so vorteilhaft von dem klotzigen Gebahren der Freier absticht. Während diese, doch selber auch Söhne der Aristokratie von Ithaka, sich angesichts des Gastes nicht bemüssigt finden, von den Rindshäuten, auf denen sie faulenzten, aufzustehen, geht Telemach dem Fremdlinge alsbald, wie er ihn gewahrt, entgegen, und macht die Honneurs in untadelhafter Weise. Überhaupt ist er so verständig, dass ihm diese Eigenschaft vom Dichter als stereotypes Attribut, als Epitheton ornans gegeben wird:

„Und der verständige Jüngling Telemachos sagte dagegen“

ist eine oft wiederkehrende Formel. Als ihn im Verlauf der Geschichte Nestors Sohn Pisistratos in Sparta dem Könige Menelaos und seiner schönen Gemahlin Helena vorstellt, fügt er hinzu:

„Aber er ist bescheiden und hält es für unanständig
Gleich, nachdem er gekommen, so dreist entgegen zu schwatzen
Deiner Rede“

Ersichtlich hatte Mutter Penelope sich bemüht, dass Klein-Telemach nicht vorlaut würde. Wie hatte sie in den langen Jahren ihrer Verlassenheit und Bedrängnis zu den Göttern gehofft, wie oft ihren mächtigen Beistand erfleht! Aber ihren frommen Sinn und ihr Gottvertrauen hatte sie auch tief hineingesenkt in die Seele des einzigen Kindes. Telemach ist wahrhaft fromm. Da Pallas Athene in der Gestalt des Taphierfürsten Mentos zu ihm gekommen, ihn getröstet und aufgerichtet und dann wieder, eh' er sich's versah, verschwunden war, da ahnete ihm, dass es ein Gott gewesen. Und da der Königssohn tags darauf in der Volksversammlung, von deren Erfolg er sich so viel versprochen, seitens der Freier nur Hohn und Spott geerntet, da ging er beiseits an das Ufer des Meeres, wusch seine Hände in der grauen Flut und richtete ein kurzes, inbrünstiges Gebet zu Athene:

„Höre mich, Gott, der du gestern in unserm Hause erschienest,
Und mir befahlst, im Schiffe das dunkle Meer zu durchfahren,
Und nach Kunde zu forschen vom lang abwesenden Vater:
Himmlischer, siehe! Das alles verhindern nun die Achaier,
Aber am meisten die Freier voll übermütiger Bosheit!“

Heisst das nicht gebetet ganz im Sinne und Geiste Jesu: „Keine vielen Worte, denn euer Vater im Himmel weiss, was ihr bedürft, ehe ihr ihn bittet“? Nicht minder hatte ihm die Treue eine heisse Liebe und hohe Verehrung für den fernen Vater eingeflösst, dessen Bild, als er sich in seiner Heldengrösse vor seinem Scheiden zum letzten Male über das unmündige Knäblein neigte, dieses seiner Seele einzuprägen noch nicht im stande gewesen. Nun sass er oft da, unser Telemach, wenn die re en ndringlinge ihren Unfug trieben,

„mit traurigem Herzen; denn immer
Schwebte vor seinem Geiste das Bild des trefflichen Vaters“

und sehnd malte er sich's aus, wie das wäre, wenn nun auf einmal Odysseus unter der Türe erschiene.

Welche Herzensgüte bezeigt der Königssohn nicht gegenüber den alterprobten treuen Dienern, der Amme Eurykleia, dem Schweinehirten Eumäos! Ja, sie durfte mit ihrem erzieherischen Werke zufrieden sein, die gute Mutter Penelope. Und doch hätte der rückkehrende König, wenn er den einzigen Sohn, den künftigen Tronfolger und Stammhalter, so gefunden, eine herbe Enttäuschung erlebt. Was dem Telemach fehlte, war Selbstvertrauen und Energie. Er träumt, wo er handeln sollte, überlässt sich der Wehmut, wo Unmut am Platze wäre, beklagt seine Ohnmacht, wo er vielmehr jede Fiber anspannen musste. Das sind die Folgen der einseitig weiblichen Erziehung. Und so beschliesst denn die hohe Gönnerin des Vaters, die weise Pallas Athene, sich ins Mittel zu legen und die pädagogische Arbeit zu vollenden. Ich will gen Ithaka gehn, sagt sie in der Götterversammlung auf dem Olympos,

„den Sohn des Verfolgten

Mehr zu entflammen und Mut in des Jünglings Seele zu giessen:
Dass er zu Rat berufe die hauptumlockten Achaier,
Und den Freiern verbiete, die stets mit üppiger Frechheit
Seine Schafe schlachten und sein schwer wandelndes Hornvieh;
Will ihn dann senden gen Sparta und zu der sandigen Pylos:
Dass er nach Kundschaft forsche von seines Vaters Zurückkunft,
Und ein edler Ruf ihn unter den Sterblichen preise.

Ich weiss, was für ein Einwurf Ihnen auf der Zunge liegt. Sie wollen sagen: Wie stimmt das, es hätten dem Telemach infolge des ausschliesslich weiblichen Einflusses spezifische Mannestugenden, Energie namentlich und Mut, gemangelt; und die Methode, die nun eingeschlagen werden sollte, der Abschluss der Erziehung durch eine Göttin, die am Ende doch auch wieder eine Frau oder gar nur Jungfrau war?

Man muss sie eben kennen, die gewaltige Göttin der Schlachten, und sich nicht beirren lassen, wenn der Übersetzer Voss sie beständig die „blauäugichte“ nennt. Das homerische Attribut *γλαυκῶπις* heisst die „eulenäugige“, dem Griechen ist sie eine Art Walküre, eine Brunhilde, deren Augen wie Feuerflammen funkeln, und einmal sagt dies der Dichter auch etwa geradezu:

„schrecklich strahlten ihre Augen“.

Das ist die Göttin, die im Kampfe dem Kriegsgotte Ares, dem fürchterlichen, entgegentritt und ihn aus der Männerschlacht wegscheucht.

Ich dünkte, das wäre ein genügender Ausweis, dass Pallas Athene ganz anders war, als ein schwach, irdisch Weib. Aber wie sie diesmal vorging, das genauer anzusehen, lohnt sich wohl der Mühe.

Sie überschüttet den Zögling nicht mit verletzendem Tadel, wie, um ein modernes Beispiel beizuziehen, der Löwenwirt seinen Sohn Hermann. Nur im Verlauf des Gespräches, nachdem sie bereits des jungen Mannes volles Vertrauen und Sympathie gewonnen, wirft sie so im Vorbeigehen hin:

„Fürder geziemen
Kinderwerke dir nicht, du bist dem Getändel entwachsen“

d. h. mit andern Worten: es wäre nachgerade Zeit, die Kinderschuhe auszuziehen.

Dagegen richtet sie ihn auf: So gross und schön . . . sagt sie . . . wie gleichst Du Deinem Vater. Nein, fährt sie dann fort; das Haus des Odysseus wird nicht zu Grunde gehen, so lange ein solcher Sohn da ist. Und nun wird das Mittel angewendet, welches je und je sich als das kräftigste erwiesen hat, das Beispiel. Den Vater schildert sie ihm, dass er, wie er leibt und lebt, vor seiner Seele steht. An den Orest erinnert sie ihn, der seinen Vater Agamemnon an dessen Meuchelmörder Aegisthos gerächt und dadurch in jungen Jahren schon unter allen Sterblichen berühmt geworden ist.

Telemach soll, um seine Schüchternheit abzulegen und Sicherheit im Auftreten zu erwerben, unter die Leute, er soll auf Reisen gehen nach Pylos zum alten Nestor und nach Sparta zu Menelaos. Und die Himmlische nimmt abermals menschliche Gestalt an, diejenige des Hausfreundes Mentor, hilft die Fahrt vorbereiten und begleitet den Königssohn auf derselben und ist um ihn so treu besorgt, dass man ja bis auf den heutigen Tag einem weisen und gewissenhaften Erzieher eines Jünglings den Ehrennamen „Mentor“ gibt.

* * *

Über die poetische Schönheit der Nausikaa-Episode im VI. Buche der Odyssee sei statt vieler Urteile nur das einzige Goethes angeführt, welcher der Ansicht ist, Homer habe es für alle Zeiten den Dichtern unmöglich gemacht, ein derartiges Sujet zu behandeln. Denn „die Rührung eines weiblichen Gemütes durch die Ankunft eines Fremden, als das schönste Motiv, ist nach der Nausikaa gar nicht mehr zu unternehmen.“ Entzückend, in der Tat! Aber zum vollen und ganzen Verständnis darf man sich den Dichter nicht mit tragischem Ernste, sondern mit einem schalkhaften Zuge um den süßen Mund denken. Aus vielen schweren Situationen hat sein Held Odysseus kraft seiner unerschöpflichen

Erfindungsgabe den Ausgang entdeckt, doch die allerheikelste war es, da der nackte und blosse Schiffbrüchige an der Küste des Phäakenlandes aus dem Blätterhaufen hervorkroch und unter die Schar blühender Jungfrauen geriet. Entstellt von den vieltägigen Leiden auf dem Meere, behangen ringsum von Blättern, die ihm am Leibe klebten, mochte er einem Satyr oder dem Pan wohl eher gleichen, als einem ordentlichen Menschen. Und doch galt es, wenn er sein Leben fristen wollte, den Töchtern den Schrecken zu benehmen und sie zum Mitleiden zu stimmen. Die Rede vor der Königstochter Nausikaa, wodurch er dies erreichte, ist ein Meisterstück.

Ob er in ihr eine Göttin anflehe, ob eine Sterbliche, — so fängt er an, — könne er nicht entscheiden. Sei sie der himmlischen Göttinnen eine, dann schein sie ihm keine geringere, denn die Tochter des Zeus Artemis. Sei sie aber ein Menschenkind, dreimal selig dann dein Vater und deine Mutter; dreimal selig deine Brüder. Von überschwenglicher Wonne muss ihr Herz sich heben, wenn sie dich in deiner Schönheit zum Reigen einhergehen sehen. Aber keiner ermisst die Wonne des seligen Jünglings, der dich als Braut heimführt! Noch nie habe ich solch ein schönes Menschenkind gesehen. Nur auf Delos, am Altar Apollons, erblickte ich einst eine so schlanke junge Palme.

Wer könnte solchen Worten widerstehen? Geschickt weiss er nun einzuflechten, dass er als Kriegsherr mit vielem Volke dorthin gekommen. Dann erzählt er mit ergreifenden Worten sein Elend und bittet um irgend ein Tuch, sich zu bedecken, und um Wegleitung. Die Götter mögen ihr, schliesst er, ihre Güte lohnen und einen Mann und ein Haus und selige Eintracht schenken.

„Denn nichts ist besser und wünschenswerter auf Erden,
 Als wenn Mann und Weib, in herzlicher Liebe vereinigt,
 Ruhig ihr Haus verwalten: den Feinden ein kränkender Anblick,
 Aber Wonne den Freunden; und mehr noch geniessen sie selber!“

Nein, ein Mann, der dem schönsten Familienleben ein solches begeistertes Loblied singen kann, ist kein vagabundirender Abenteurer, wird Nausikaa gedacht haben, und versprach und gewährte die erbetene Hilfeleistung.

Solches und noch viel mehr möchte über die ästhetische Bedeutung der Erzählung von der Nausikaa gesagt werden.

Aber uns ist es ja jetzt mehr um die pädagogische Betrachtung zu tun, und ich meine, dass wir eine solche anstellen dürfen, ohne dass wir dem Liede Unrecht tun. Denn ersichtlich haben wir hier das Pendant der Telemachie, eine Jungfrau, auf deren Erziehung mehr der Vater, als die Mutter eingewirkt.

Nachts zuvor hat die Prinzess einen Traum gehabt: die Hochzeit stehe ihr nahe bevor; darum solle sie mit der Morgenfrühe mit der Wäsche zum Strome hinausfahren. Als der goldene Morgen erschien, eilte Nausikaa durch den Palast, den Traum ihren Eltern, Vater und Mutter, zu sagen. Bei der letztern muss sie die Sache kurz abgemacht haben, der Dichter teilt darüber nichts weiter mit. Wohl aber berichtet er, wie sie dem lieben Vater geschmeichelt:

Lieber Papa ... es heisst auch im Griechischen so: *Πάππα φίλ'* ...

Lieber Papa, lass mir doch einen Wagen bespannen,
Hoch mit hurtigen Rädern; damit ich die kostbare Kleidung,
Die mir im Schmutze liegt, an den Strom hinfahre zum Waschen.
Denn dir selber geziemt es, mit reinen Gewanden bekleidet
In der Ratsversammlung der hohen Phäaken zu sitzen.
Und es wohnen im Haus auch fünf erwachsene Söhne,
Zween von ihnen vermählt, und drei noch blühende Knaben;
Diese wollen beständig mit reiner Wäsche sich schmücken,
Wenn sie zum Reigen gehn; und es kommt doch alles auf mich an.
Also sprach sie und schämte sich, von der lieblichen Hochzeit
Vor dem Vater zu reden; doch merkt' er alles und sagte:

Weder die Mäuler, mein Kind, sei'n dir geweigert, noch sonst was
und gibt alsbald Befehl, einzuspannen. Nur von der Hochzeit mit ihm zu reden, hinderte sie die Scham, sonst aber war es ersichtlich der Vater, dem die Tochter ihre Anliegen zuerst vorzubringen pflegte, an den sie sich enger anschloss, als an die Mutter, und sie, das einzige Töchterchen, war umgekehrt des Vaters Liebling. Und so war es offenbar von früh an gewesen, und dieses Verhältnis hatte auch seine Wirkung auf die Bildung des Kindes ausgeübt. Man erkennt den starken männlichen Einfluss aus mehr als einem Zuge. Ihres Bleibens ist nicht bei der Mutter Arete, die gewöhnlich von früh bis spät in der Nähe des glänzenden Herdes an die Säule gelehnt purpurne Wolle spinnt inmitten der Dienerinnen. Darf sie auch nicht gleich dem Manne hinaus, um zu wirken und zu schaffen, so fühlt sie doch den Drang, im Hause eine vielgestaltige Thätigkeit zu entfalten. „Mir liegt alles ob, alles kommt auf mich an!“ Das verrät kein enggebundenes pflichtgemässes Gehorchen, sondern einen hohen Grad von Selbstbewusstsein und Selbständigkeit.

Aber im Verlaufe des Tages wird sie sich darüber auszuweisen haben, ob sie Schamhaftigkeit und Entschlossenheit auch in rechtem Verhältnisse besitze und namentlich, ob sie jeweilen das eine und das andere am richtigen Orte hervorzukehren wisse. Heute muss sie ins Examen gehen; ob sie es auch recht bestehen wird? Sie wissen es bereits, ich habe es Ihnen schon verraten.

Bei der Erscheinung des Odysseus flohen die Gespielinnen nach allen Seiten auseinander und verbargen sich hinter den Hügeln.

„Nur Nausikaa blieb. Ihr hatte Pallas Athene
Mut in die Seele gehaucht und die Furcht den Gliedern entnommen.“

Und als sie sich von der Notlage des Fremdlings überzeugt hatte, rief sie die Jungfrauen:

„Dirnen, steht mir doch still! wo fliehet ihr hin vor dem Manne?
.....

„er kommt zu uns, ein armer, irrender Fremdling,
Dessen man pflegen muss. Denn Zeus gehören ja alle
Fremdling' und Darbende an, und kleine Gaben erfreuen auch.
Kommt denn, ihr Dirnen, und gebt dem Manne zu essen und trinken;
Und dann badet ihn unten im Fluss, wo Schutz vor dem Wind' ist.“

Eine echte Samariterin, nicht wahr? Dazu braucht es ein tapferes Herz, und ein solches muss unter Umständen auch eine Frau besitzen. Denn nennen wir jemand, der Scham bezeigt, wo es nicht nötig ist, prüde, so macht sich, wer angesichts des nackten Elends sich bekreuzt und, rot bis über die Ohren, davonläuft, in unseren Augen der Feigheit und Lieblosigkeit schuldig, und wenn es auch eine zarte Frau wäre. Hier also zeigt Nausikaa eine starke und tapfere Seele.

Trotzdem ist sie nicht, was man heisst, eine Emanzipirte. Als es Zeit geworden, in die Stadt zurückzukehren, erklärt sie dem Fremdling, bis vor die Stadt dürfe er dem Wagen nachfolgen, damit er den Weg finde. Dort aber müsse er dann eine Weile zurückbleiben; sie wolle nicht um seinetwillen in ein Gerede kommen. Sie setzt sich also nicht ohne weiteres über das öffentliche Urteil hinweg.

Da merkt man eben doch den Einfluss, welchen die Mutter ausgeübt, und so stellt sich der Charakter der Heldin, wenn auch die Energie überwiegt, als eine glückliche Mischung des Starken und Zarten dar.

* * *

Es ist eine häufige Erscheinung, dass eine hohe, namentlich eine überreife Kultur eine Sehnsucht nach dem Gegenteil hervorruft. Eine solche Strömung muss es im Athen des ausgehenden V. Jahrhunderts gegeben haben, wie Fragmente und Überlieferung von einer aristophan. Komödie erraten lassen. Dass vor 136 Jahren J. J. Rousseau in seinem „Emile“, des modernen und insbesondere des Pariser Lebens überdrüssig, die Losung ausgab, alle konventionellen Schranken zu durchbrechen und zur Natur zurückzukehren, darf ich wohl als bekannt voraussetzen. Man muss vermuten, dass es — gestatten Sie mir bei aller Hochachtung vor Rousseau diesen Namen! — dass es solche Käuze schon im Zeitalter Homers gegeben, das man sich, wenn auch nicht als ein überbildetes, so doch gewiss als ein hochgebildetes vorstellen muss. Es scheint Leute gegeben zu haben, die für einen von Gesellschaft und

Mode noch unverfälschten Naturzustand schwärmten. Ihnen hat Homer mit unübertrefflichem Humor im 9. Gesange der Odyssee einen durch und durch naturwüchsigen Gesellen gemalt. Der Kyklop Polyphemos ist ein Prachtstück und hat Jahrhunderte lang die Zuhörer ergötzt.

Die Kyklopen samt und sonders wussten nichts von Schiffahrt, noch Verkehr, nichts von Handel noch Ackerbau oder Kolonisation! Für sich wohnten sie in den Felsklüften und trieben Viehzucht. Polyphem war noch einsiedlerischer, als die andern. Fernab, zu äusserst im Lande wohnte er einsam und stets auf entlegene Weiden trieb er und ging nimmer mit andern um. Aber was für ein Ungeheuer! An Gestalt gross

„wie der waldichte Gipfel
Hoher Kettengebirge, der einsam vor allen emporsteigt“.

Dabei aber ungeschlacht und dumm, ein Zwerg an Verstand; unmässig, ungesittet, ein Verächter der Götter und des heiligen Gastrechtes, ein Kannibale.

Ob aus ihm, wenn er jung in die Hände eines tüchtigen Pädagogen gekommen, was Rechtes hätte gemacht werden können, lasse ich dahingestellt. Man kann nach dem Sprüchworde nicht aus jedem beliebigen Klotze einen Apollon formen. Aber das ist sicher: das Lied vom Polyphemos war den Griechen, namentlich denjenigen jonischen Stammes und den Athenern, ein stetes Memento, den Menschen allseitig, nicht nur körperlich, sondern auch geistig auszubilden; ihn nicht zum einsiedlerischen, sondern zum geselligen, vor allem auch zum staatlichen Leben zu erziehen. Was für Erfolge sie damit erzielt — die gewaltige Leichenrede des Perikles bezeugt es, die uns Thukydides im II. Buche aufbehalten hat. Denn dieselbe geht doch darauf aus, nachzuweisen, wie unendlich viel Bildungsantriebe jeder Bürger seiner Vaterstadt zu danken habe, und sie gipfelt in dem stolzen Worte, dass Athen Griechenlands Bildungsstätte sei.

* * *

Wer da meinte, die Ilias sei nur von Kriegsgeschrei und Männermord erfüllt und ermangle des erzieherischen Elementes, würde irre gehen. „Hektors Abschied“ oder, wie das Lied genauer heisst: „Des Hektors und der Andromache Begegnung“ ist durch Schillers Gedicht: „Will sich Hektor ewig von mir wenden u. s. w.“ allen Gebildeten schon längst menschlich nahe gebracht worden.

Lassen Sie sich's nicht verdriessen, nach dem schönen Liede unseres deutschen Sängers doch noch das Lied des Griechen zu lesen. Ich hoffe zuversichtlich, dass Ihnen allen dieses noch mehr gefallen wird.

Und warum? Bei Schiller reden Hektor und Andromache von Scheiden und Meiden, von Vergessen und getreuem Gedenken weit, weit übers Grab hinaus. Der Kleine wird uns ja freilich auch gezeigt, aber so zu sagen nur von ferne.

„Wer wird künftig deinen Kleinen lehren
Speere werfen und die Götter ehren,
Wenn der finstre Orcus dich verschlingt?“

Es geht ein stark sentimentaler Zug durch das Ganze. Bei Homer dagegen besteht die schönste Harmonie von Idealismus und Realismus, die Schiller erst später auf einer höhern Stufe künstlerischen Schaffens gelungen ist; da sind die süssesten Töne des herzinnigsten Familienlebens. Und womit hat der Dichter namentlich diese Wirkung erreicht? Dadurch, dass er das Knäblein in den Mittelpunkt der Szene gerückt hat; dass er auf dasselbe, welches der Eltern Sorge und Hoffnung, welches ihr Augapfel ist, auch unsere Augen vor allem lenkt.

Wo die Gatten ihre Liebe ergreifender aussprechen, ob bei Schiller oder Homer, das zu entscheiden, stelle ich Ihrem Urteil anheim. „Vater, Mutter und Brüder, alle habe ich verloren“ — sagt hier Andromache; — „Du bist mein Ein und Alles; mache nicht zur Waise das Kind und zur Witwe die Gattin!“ Und Hektor erwidert: Auch mich härmt das alles, Trauteste, aber ich darf und kann nicht anders, ich muss die Vaterstadt schirmen.

„Zwar das erkenn' ich gewiss in des Herzens Geist und Empfindung:
Einst wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinsinkt,
Priamos selbst und das Volk des lanzenkundigen Königs.“

Doch weder meiner Mutter, noch des Vaters, noch der Brüder Los kümmert mich so, wie das deinige, wenn du als Sklavin wirst in die Fremde geführt werden und dort dienen müssen. Lieber will ich dann unter dem Boden sein, als deine Klage vernehmen.“

Aber all die grossen Kümmernisse, ja die Geschicke eines ganzen Volkes müssen zurücktreten hinter das unmündige Kind, das einem schimmernden Sterne gleicht. Die Eltern haben ihm den Kosenamen Skamandrios gegeben. Nun streckt der Vater nach ihm die Arme aus, aber das Kind fremdet und schmiegt sich schreiend an die Amme. Der fürchterliche Helmbusch hatte es erschreckt. Darob mussten Vater und Mutter hell auflachen trotz all der schweren Sorgen, welche ihre Herzen erfüllten.

Der treffliche Voss, welcher die Stelle übersetzt:

„Lächelnd schaute der Vater das Kind und die zärtliche Mutter“,
hat sie eben, wie auch noch andere Gelehrte, falsch verstanden. Er hat offenbar an eine zarte Rührung, hervorgerufen durch die Unschuld

und die Naivetät des Kindes, gedacht. Man braucht keinen schweren philologischen Apparat aufzuführen, um seine Meinung zu widerlegen. *ἐκ δ' ἐγέλασσε* des Urtextes heisst unwidersprechlich: „brach in lautes Lachen aus“. Aber die Psychologie muss man für einen Moment zu Hilfe rufen und sich erinnern, wie unwiderstehlich komisch es wirkt, wenn die besten Bekannten wegen irgend einer Vermummung sich nicht erkennen. Und das festgestellt, tut sich uns ja die lieblichste Perspektive auf. Wie oft hat der Vater nicht schon daheim, wenn er die Rüstung abgetan, das Kind geherzt und geküsst, und es hat sich's gern gefallen lassen und die beiden kennen sich so gut! Und jetzt schreckt der Kleine zurück, es ist zu drollig! Und siehe, wie der leidige Helmbusch weg ist, so ist alles wieder gut. Hektor küsst sein Söhnlein wie zu Hause, und es sträubt sich nicht. Und dann wiegt er es in den Armen und betet zu Zeus und den andern Göttern:

„Zeus und ihr andern Götter, o lasst doch dieses, mein Knäblein
Werden dereinst, wie ich selbst, vorstrebend im Volke der Troer,
Auch so stark an Gewalt, und Ilios mächtig beherrschen!
Und man sage hinfort: der ragt noch weit vor dem Vater!
Wann er vom Streit heimkehrt, mit der blutigen Beute beladen
Eines erschlagenen Feinds. Dann freue sich herzlich die Mutter.“

Da haben Sie es nun klar ausgesprochen, das Ziel der Erziehung im heroischen Zeitalter. „Wie der Vater oder noch besser!“ ... das ist allgemein menschlich; „ein siegreicher, mit blutiger Beute heimkehrender Krieger!“ das ist der Widerschein, möchte man urteilen, jener kampflustigen, rauhern Zeit.

Immerhin wird man doch bis auf einen gewissen Grad zu unterscheiden haben zwischen der Kulturstufe der dargestellten Helden und der Zeit, in welcher der Dichter selber lebte. Und letztere scheint denn doch um ein Merkliches sanfter gewesen zu sein. Und so hat denn Homer, wie Sie soeben vernommen, Hektor nicht bloss als wilden, unbändigen Streiter, sondern nicht weniger als treuen Gatten und insbesondere als zärtlichen Vater dargestellt, der sich die Erziehung seines Sohnes angelegen sein lässt.

Ja, es muss uns nachgerade klar geworden sein, dass der Dichter nur diesen Ton anzuschlagen, dass er von der Erziehung zu reden brauchte, um die Hörer gespannter aufmerken zu lassen und ihr Interesse in besonders hohem Masse zu erregen.

Wir finden diese Beobachtung bestätigt, wenn wir in seine dichterische Werkstatt einkehren, um zu erfahren, mit was für Mitteln er den Helden der Helden, den Peliden Achilleus, geschaffen. Er hat ihm ausser-

ordentliche Stärke, unnahbare Hände, schnelle Füße, er hat ihm den Mut eines Löwen gegeben. Daneben zeigt er ihn als gottesfürchtig. Ich erinnere nur an Achills Wort:

„Wer dem Gebot der Götter gehorcht, den hören sie wieder.“

Achill ist wahr und „verhasster wie die Pforten des Hades ist ihm der Mann, der anders redet, als er denkt“.

Die Not seiner Landsleute, welche durch des Königes Agamemnon Schuld an der Pest dahinstarben, geht ihm zu Herzen, und reden will und muss er, sollte er auch die Ungnade des obersten Kriegsherrn auf sich laden. Dadurch legt er eine schöne Probe ab seiner Selbstlosigkeit und seines unerschrockenen Freimutes. Mit inniger Liebe hängt der Held an seiner Mutter, der er rückhaltslos sein bekümmertes Herz ausschüttet. Wie ist er um seines greisen Vaters Peleus willen bekümmert, dass niemand zu Hause, um Kränkungen von ihm abzuwehren.

Und siehe, all das genügt dem Dichter nicht. Auch hier eröffnet er uns einen Blick auf die Jugendzeit bis zur frühesten Kindheit; auch bei Achill lenkt er unsere Augen wieder auf die Erziehung. Es geschieht dies im IX. Buche, einem der schönsten der Ilias, das die griechischen Hörer unter dem Namen *Πρεσβεία*, „Gesandtschaft“, kannten und begehrt. „Weisst du noch“, erinnert hier Odysseus den Zürnenden,

„wie sehr dich Peleus der Vater ermahnte
Jenes Tags, da aus Phthia zu Atreus Sohn er dich sandte:
Lieber Sohn, Siegsstärke wird dir Athenäa und Here
Geben, wenn's ihnen gefällt; nur bändige du dein erhabnes,
Stolzes Herz in der Brust; denn freundlicher Sinn ist besser.
Meide den bösen Zank, den verderblichen, dass dich noch höher
Ehre das Volk der Argeier, die Jünglinge so wie die Greise.
Also ermahnte der Greis; du vergasest es.“

Aber der Dichter geht noch weiter. Er lässt den Erzieher Achills selber auftreten, Phönix, und nach seinen Worten können wir uns ein klares Bild entwerfen, was vor bald 3000 Jahren ein Pädagog für seinen Zögling tat und wie es ihm vom Zögling gelohnt wurde.

Bei niemand sonst, als bei Phönix wollte der Knabe vormals sein; auf seinem Knie sass er beim Gastmahl. Und so reichte ihm Phönix die zerschnittene Speise und den Becher hielt er ihm vor. „Oftmals hast du das Kleid mir“ ... erinnert der Greis weiter; „vorn am Busen befeuchtet,

Wein aus dem Munde verschüttend in unbeholfener Kindheit.
Also hab' ich so manches durchstrebt und so manches erduldet,
Deinethalb; ich bedachte, wie eigene Kinder die Götter
Mir versagt, und wählte, du göttergleicher Achilleus,
Dich zum Sohn, dass du einst vor traurigem Schicksal mich schirmtest.“

Und da der grosse Krieg ausbrach, gab Peleus den treuen Phönix seinem Sohne, der noch so jung war, unkundig des allverheerenden Krieges und ratschlagender Reden, wodurch sich Männer hervortun, zum Begleiter. Und er trug ihm auf, ihn das alles zu lehren,

„Beides: beredt in Worten zu sein, und rüstig in Taten.“

„Wie könnte ich darum“ — ruft er nun schmerzbewegt aus — „von dir, mein Sohn, verlassen, noch weilen, einsam? Von dir, mein trauter Sohn, könnte ich unmöglich mich trennen,

und gäbe mir auch ein Himmlischer selbst die Verheissung,
Mich vom Alter enthüllt zum blühenden Jüngling zu schaffen.“

Solche Bande knüpfen den Erzieher an seinen Zögling, und dieser vergilt ihm in vollem Masse die Liebe:

„Phönix, mein alter Vater!“ redet er ihn an; er lädt ihn ein, bei ihm zu bleiben und bis an sein Ende die Königsherrschaft und die königlichen Ehren mit ihm zu teilen. Und wenn er ihm auch die Bitte, er möge sich versöhnen lassen und den Griechen im Kampfe gegen die Troer wieder beistehen, abschlagen muss, der Erzieher richtet doch mehr aus, als der Klügste und Redegewandteste, als Odysseus. Achilles ist in dem festen Entschlusse, mit der Morgenfrühe abzusegeln, wankend geworden; er will es andern Tages mit seinem Erzieher noch einmal überlegen.

Im vorigen Jahrhundert hat J. J. Rousseau ein Idealbild von dem Amt und der Stellung des Erziehers und dem Verhältnis zwischen ihm und seinem Zöglinge entworfen. Der Erzieher soll kein Lohndiener sein, sondern der Freund des Vaters. Mehr als einen jungen Menschen soll er nicht heranbilden. Wenn er denselben bis zum 25. Jahre geleitet, so ist er des Zöglings Freund geworden und wird für den Rest des Lebens sein Berater bleiben. Der Dank, den er sich erworben, ist ein völlig ausreichendes Kapital, um seine alten Tage vor Mangel und Not zu schützen.

Die Priorität dieser herrlichen Idee, die übrigens heute noch nicht realisiert ist, gebührt dem Sänger, der vor nahezu 3000 Jahren an Joniens Gestaden gelebt hat, der selber im vollsten Sinne der Lehrer Griechenlands genannt werden darf.

* * *

Lassen wir 2000 Jahre vorbeigehen und wenden uns dem Westen zu.

Da zieht, ums Jahr 1200 nach Chr. Geburt, wieder ein fahrender Sänger durch das Land, bald zu Rosse, bald auch mit zerrissenen Schuhen zu Fuss.

„Ich hân lande vil gesehen“, berühmt er sich und seinen Gönner, den Herzog Leopold aus Österreich, bittet er:

Herzôge ûz Österrîche, lâ mich bî den liuten

.....
sie sehent mich bî in gerne, alsô tuon ich sie ...

„Die Leute sehen mich gerne und ich sie.“ In der Tat ist Walther v. d. Vogelweide, denn von ihm ist die Rede, wie der grösste, so auch der beliebteste Minnesänger gewesen. Er dehnte seine Sängerefahrten aus von der Elbe unz an den Rîn und her wider unz an der Unger lant, und allüberall lauschte man seinen Liedern.

Aber wovon handelten dieselben denn?

Von weltlicher und himmlischer Minne, von der Natur im lustigen Sommer und zur gestrengen Winterzeit und in kräftigerem Tone vom deutschen Vaterland. In dem Riesenkampfe der hohenstaufischen Kaiser gegen die Anmassungen der Päpste schnellte er seine Lieder, ein treuer und begeisterter Parteigänger der Ghibellinen, wie scharfe Pfeile gegen Rom. Reich vertreten ist die Spruchpoesie, woraus die Gelehrten mit Recht geschlossen haben, dass die ausgesprochene Neigung zur Beschaulichkeit und Lehrhaftigkeit eben je und je einen wesentlichen Grundzug im Charakter des deutschen Volkes gebildet habe.

Wie nun, wenn man die weitere Beobachtung machen kann ... und es braucht dazu keinen besondern Spürsinn ... dass namentlich die Erziehung ein oft und viel behandelter Gegenstand ist? Dabei meine ich nicht sowohl jene Lieder, in denen von der höfischen Zucht, d. h. von edelm Anstand, die Rede ist, wie z. B., wo er singt:

Tiuschin zuht gât vor in allen

oder

Tiusche man sint wol gezogen,
 rehte als engel sint diu wîp getân.

Nein, ich meine die Jugenderziehung im engern Sinne des Wortes. Und Lieder solcher Art sind uns ein volles Dutzend erhalten.

Da mahnt er die jungen Leute bald, die rechte Mitte zu halten zwischen Verschwendung und Geiz im Gebrauche des Geldes¹⁾; dann wieder spricht er seinen Abscheu und sein Entsetzen aus vor der bösen Menschen noch bösern Kindern. Solche bringen dem Vaterlande weder Nutzen noch Ehre. Leute, die sich so erniedrigen und die eigene Bosheit durch noch böserer Kinder überbieten, die mögen ohne Leibesperben dahinfahren, damit die Zahl der untugendhaften Ritter nicht zunehme.

¹⁾ Pfeiffer No. 93.

Er klagt über rohes Benehmen der Knappen im Tun und Reden. Den Grund findet er darin, dass die Väter ihre Kinder nicht mehr züchtigen, wie Salomon in den Sprüchen zu tun rät. ¹⁾

Das sind gewiss keine blossen Phrasen, auch keine Jeremiaden eines alternden Mannes. Bedenke man, dass aus den jahrelangen Bürgerkriegen eine allgemeine Verwilderung der Gemüter entstehen musste.

Zwei Perlen aber sind „*Der kluge Gärtner*“ ²⁾ und „*Jugendlehren*“ ³⁾. Jenes möchte ich vom Berufe des Erziehers verstanden wissen trotz der abweichenden Deutung Pfeiffers. Doch Sie mögen selber urteilen; hören Sie eine neuhochdeutsche Übersetzung, die ich versucht habe, zusammenzuleimen:

Wo immer edle Pflänzlein sind
In einem grünen Garten
Gekeimt, die soll ein weiser Mann
Nicht lassen ohne Hut.
Nein, spielend soll er wie ein Kind
Liebkosend ihrer warten.
Also erfreun, besel'gen kann
Kein Ehrenamt noch Gut.
Will böses Unkraut sprossen,
So jät' er unverdrossen
(Im Nu ist's aufgeschossen!);
Hab acht, wenn sich ein Dorn
Schlau windet ins Gehege,
Er schaff' ihn aus dem Wege,
Sonst ist die treue Pflege
Und alle Müh' verlör'n!

Kann man das schwere und verantwortungsvolle, aber auch unendlich beglückende Amt eines Erziehers treffender und zarter zugleich zeichnen, als es hier geschehen? Und dafür scheint man vor 700 Jahren in weiten Kreisen Sinn und Verständnis gehabt zu haben.

Der andere Spruch: *Jugendlehren* atmet nicht nur einen köstlichen Humor, sondern verrät auch durch die Form schon den geborenen Pädagogen. Die einzelnen Strophen sind eigens zum Memoriren eingerichtet; vorwärts und rückwärts soll jung und alt sie können und rückwärts wie vorwärts kann man sie denn auch in der Tat sprechen.

Hören Sie nur:

Niemand zwingt mit Ruten
Kindes Zucht zum Guten.
Den zur Ehr' man bringen mag,
Treffen Worte wie ein Schlag.
Worte treffen wie ein Schlag,

¹⁾ Pfeiffer No. 95. ²⁾ Pfeiffer No. 124. ³⁾ Pfeiffer No. 168.

Den zur Ehr' man bringen mag,
Kindes Zucht zum Guten
Niemand zwingt mit Ruten.

Hütet eure Zungen,
Das ziemt wohl den Jungen.
Schiebt den Riegel vor die Tür,
Lasst kein böses Wort herfür.
Lasst kein böses Wort herfür,
Schiebt den Riegel vor die Tür.
Das ziemt wohl den Jungen:
Hütet eure Zungen.

Hütet eure Blicke,
Dass sie nichts berücke.
Lasst sie gute Sitte spähn,
Böse lasst sie übersehn.
Böse lasst sie übersehn,
Lasst sie gute Sitte spähn,
Dass sie nichts berücke,
Hütet eure Blicke.

Hütet eure Ohren
Oder ihr seid Toren.
Lasst ein böses Wort ihr ein,
Wird eu'r Sinn geschändet sein.
Eu'r Sinn wird geschändet sein,
Lasst ein böses Wort ihr ein,
Oder ihr seid Toren:
Hütet eure Ohren.

Hütet wohl die dreie,
Leider allzu freie:
Zungen, Augen, Ohren sind
Boshaft oft, für Ehre blind.
Boshaft oft, für Ehre blind—
Zungen, Augen, Ohren sind,
Leider allzu freie:
Hütet wohl die dreie! ¹⁾

Aber, werden Sie fragen, wie reimt sich das zusammen, dass Walther bald den Vätern Vorwürfe macht, dass sie die Rute nicht brauchen; dass er sich aus dieser Versäumnis die überhand nehmende Zuchtlosigkeit erklärt — und hier nun sich gegen körperliche Züchtigung ausspricht, ja sie geradezu als nutzlos bezeichnet? Die Antwort ist nicht so schwer; fast jeder Erzieher macht ähnliche Wandlungen durch. Erfahrung und zunehmende Einsicht belehren uns, dass es feinere und mindestens ebenso wirksame Erziehungsmittel als die körperlichen Strafen gibt: die *freundlich-ernste Ermahnung*:

den man z'êren bringen mac,
dem ist ein wort als ein slac;

¹⁾ Bötticher & Kinzel, Denkmäler der Ältern deutschen Literatur. II. p. 81 u. 83.

Der *Appell an die Intelligenz*:

stôz den rigel für die tür,
lâ kein boese wort dafür

oder

hüetent iuwer ougen
offenbâre und tougen;

aber vor allem die *sanfte Einwirkung* auf die *Gefühle, also auf Herz und Gemüt*:

daz *zimt wol* den jungen;

ein anderes

gunêret iu den sin.

Auch unser Walther war im Falle gewesen, Erfahrungen zu sammeln.

Der Kaiser Friedrich II. hatte ihm die Erziehung seines unmündigen Sohnes Heinrich übertragen. Aber der verwahrloste Knabe zeigte einen störrigen und unfügsamen Sinn. Da nützte freilich weder Wort noch Schlag mehr und mit bitterm Schmerz gibt er den Zögling auf:

„Selbwahsen Kint“, ruft er ihm zu, d. i. „du Wildfang“, „dû bist ze krump: sît nieman dich gerihten mac (dû bist dem besemen leider alze grôz, den swerten alze kleine), slâf nû, slâf und habe gemacht“ u. s. w.¹⁾

Als der Prinz, welcher nach Walthers Charakteristik um das Jahr 1225 der Rute entwachsen, aber zur Führung des Schwertes noch zu klein war, nachmals in Deutschland zum Regiment berufen wurde, scheint es vielfach drunter und drüber gegangen zu sein, scheint, um ein geflügeltes Wort zu gebrauchen, ein neuer Kurs begonnen zu haben. Andere Sprüche zeigen das, auf die ich jedoch wegen der Kürze der Zeit nicht mehr eintreten kann.

* * *

Vom Mittelalter hinweg führen uns unsere Streifzüge in die Neuzeit herein. Und da für unsere Zwecke jeweilen die Perioden die lehrreichsten sind, wo Sinn und Verständnis für das Wahre, Gute und Schöne in die weitesten Kreise gedrungen, — was für eine Zeit wird es denn sein, der wir ganz insbesondere unsere Aufmerksamkeit zuwenden werden? Doch gewiss die Epoche, die jetzt gerade vor 150 Jahren mit dem ersten Auftreten Klopstocks und Lessings begonnen hat und 1832 mit Goethes Tod abschliesst, *die zweite Blüteperiode unserer deutschen Literatur*.

Leider gestattet die Kürze der Zeit auch hier kein Versenken in all die Dichterwerke, aber glücklicherweise sind es ja Ihnen bekannte Gegenden, in die wir nunmehr gekommen. Auch Skizzen dürften darum verständlich sein.

¹⁾ Pfeiffer No. 169.

Was den gesamten Charakter betrifft, so kennzeichnet ihn ein Schriftsteller also: „Es ist ein charakteristischer Zug unserer zweiten klassischen Literaturperiode, dass ihre hervorragendsten Vertreter sich unter anderm auch an der Lösung pädagogischer Probleme versucht haben.

Mögen sie hierbei, wie Lessing in seiner „Erziehung des Menschengeschlechts“ die Entwicklung der Völker, oder wie Goethe in seinem „Wilhelm Meister“ die des Einzelmenschen ins Auge fassen; mögen sie wie Schiller in den „Briefen über ästhetische Erziehung“ bloss eine Seite menschlicher Bildung sich zum Vorwurf nehmen, oder wie Herder in seinen Schulreden und Schulplänen, das Ganze der Schulerziehung zu umfassen und praktisch zu gestalten suchen — immer ist es dasselbe pädagogische Interesse, dieselbe lebhafteste Teilnahme an den wichtigen Erziehungsfragen, die das XVIII. Jahrhundert bewegten.“

Die Werke der beiden Grössten, Goethes und Schillers, sind mit erzieherischen Ideen wie mit goldenen Fäden durchwoben.

Und dessen bin ich gewiss, dass Erziehungsidylle, wie sie in den „Götz von Berlichingen“, in den „Wilhelm Tell“ eingefügt sind, nicht nur auf mich und Lehrer von Beruf Eindruck machen, sondern dass Ihnen allen dabei das Herz warm aufgeht. Ich meine die Szenen auf Schloss Jaxthausen, wo Tante Marie ihrem Neffen Karl ein Märchen erzählt oder vielmehr mit ihm repetirt; die Mutter ihrem Söhnlein expliziert, warum der Vater auf Fehden ausreitet; Götz selber mit ihm ein Examen in der Heimatkunde veranstaltet, wobei sich in ergötzlicher Weise herausstellt, dass Karlchen nur Namen plappern gelernt hat. Ich meine jene Szenen, da Vater Tell seinen Walter zur Selbständigkeit erzogen wissen will:

„Ein rechter Schütze hilft sich selbst“

oder wo er ihm in so anschaulicher Weise Verfassungskunde lehrt. Sie fragen verwundert: Tell? Verfassungskunde? Nun ja, Sie erinnern sich doch jener Stelle, da der Sohn fragt:

„Gibt's Länder, Vater, wo nicht Berge sind?“

und der Vater ihm dann Italien beschreibt, dass man es sozusagen greifen kann:

Wenn man hinunter steigt von unsern Höhen
Und immer tiefer steigt, den Strömen nach,
Gelangt man in ein grosses, ebnes Land,
Wo die Waldwasser nicht mehr brausend schäumen,
Die Flüsse ruhig und gemächlich ziehn;
Da sieht man frei nach allen Himmelsräumen,
Das Korn wächst dort in langen, schönen Auen,
Und wie ein Garten ist das Land zu schauen.“

Und nun fällt Ihnen wohl auch wieder ein, dass der Dichter folgen lässt eine Gegenüberstellung der freiheitlichen Institutionen der Schweiz und des Despotismus in dem unglücklichen Nachbarlande. In der Ökonomie des Dramas hat die Partie die Bedeutung, dass durch sie gezeigt wird, wie „Freiheit und Gleichheit“ in der Schweiz nicht nur ein Schlagwort, ein Phantom, sondern ein von gross und klein, Staatsmann und schlichtem Bürger erkanntes und hochgeschätztes Juwel sind.

Aber man beachte auch die Form! Ist das doch ein Musterstück elementarisirenden und dialogisirenden Unterrichtes! Und wo man solches auf die Bühne bringen darf und sich Tausende und aber Tausende daran ergötzen, da hat es mit der Schulmeisterei, wenn sie nur recht betrieben wird, noch keine Not. Hundert Jahre sind's, dass Goethe und Schiller sich in zwei Werken mehr genähert haben, als je vor- und nachher. Sie erraten leicht, dass „Hermann und Dorothea“ und die „Glocke“ gemeint sind, beides Spiegelbilder des gesamten Menschenlebens von der Wiege bis zum Grabe. Nur halten sich bei Schiller, wie es bei seiner männlich-starken, immer auf das Ganze gerichteten Natur begreiflich, privates und öffentliches Leben die Wage; bei Goethe überwiegt bei weitem das Familienleben und das öffentliche bildet nur den Hintergrund.

Die Erziehung aber ist in beiden Dichtungen ein Haupt-Ingrediens. Sie kennen die schönen Worte, mit denen in „Hermann und Dorothea“ die Mutter so warm für eine naturgemässe Erziehung eintritt:

„Denn wir können die Kinder nach unserm Sinne nicht formen;
So wie Gott sie uns gab, so muss man sie haben und lieben,
Sie erziehen aufs beste und jeglichen lassen gewähren.
Denn der eine hat die, die anderen andere Gaben;
Jeder braucht sie, und jeder ist doch nur auf eigene Weise
Gut und glücklich. Ich lasse mir meinen Hermann nicht schelten.“

Was für eine hochwichtige Sache ist das, die Natur oder Eigenart, die Individualität, wie man mit einem Fremdworte sagt, eines Kindes richtig zu erkennen und sich mit ihr abzufinden! Denn ganz umändern kann man sie nimmer. Die Individualität ist, wie ein holländischer Pastor Ritter in einem hübschen Büchlein „Pädagogische Fragmente“ treffend sagt, die gegebene Melodie, zu welcher der Erzieher nur noch die harmonische Begleitung setzen kann.

Wie oft hat nun aber der Vater für seinen Sohn schon eine Karriere bestimmt und ein Ziel ausersehen. Wenn derselbe dafür dann keine Lust oder keine Beanlagung zeigt oder wenn beides zusammen fehlt, wie leicht wird der Vater dann unmutig und glaubt, am Buben sei Hopfen und Malz verloren. Wenn der Junge in der Schule und in

den Examina nicht immer einer der vordersten ist, wie rasch urteilt der Alte, dass er auch im Leben nie seinen Mann stellen werde. Wohl dann dem Hause, wo eine verständige Mutter waltet, die in das Herz des Kindes hineinblickt und da oft Eigenschaften entdeckt, dass sie mit froher Zuversicht sagen darf:

„Ich lasse mir meinen Hermann nicht schelten;
Denn, ich weiss es, er ist der Güter, die er dereinst erbt,
Wert, und ein trefflicher Wirt, ein Muster Bürgern und Bauern,
Und im Rate gewiss, ich seh' es voraus, nicht der letzte.“

Wenn ich in der Lösung dieser und anderer pädagogischer Probleme eine Hauptschönheit von „Hermann und Dorothea“ erblicke — wie, sehe ich die Dinge dann etwa nur durch die Schulmeister-Brille an? urteilen Sie anders?

Wohl ebenso wenig als bezüglich der „Glocke“, in welcher nicht nur die erzieherische Tätigkeit der Frau, deren zartsorgende Mutterliebe den goldenen Morgen des Kindes bewacht, die dann später die Mädchen lehrt und den Knaben wehrt, ihr ganzes treues Walten, die verschiedene Entwicklung der beiden Geschlechter in so klassischer Form zur Darstellung kommt, sondern uns im Glockengiesser ein wahrer Pädagoge von Gottes Gnaden entgegen tritt.

Als Sechzigjähriger hat Goethe: „Aus meinem Leben. Wahrheit und Dichtung“ verfasst. Was für ein Buch!

Es hat einmal jemand den Versuch gemacht, die 100 besten Bücher der Welt zu bestimmen und hat dazu auch genanntes Werk gerechnet.

„Dichtung und Wahrheit“ weist im grossen und ganzen die Entwicklung Goethes bis zu seiner Übersiedelung nach Weimar, 1775, nach — ein pädagogisches Sujet — und enthält im einzelnen eine unerschöpfliche Fülle der feinsten erzieherischen Beobachtungen und Winke, dass man über dieses einzige Werk einen Zyklus von Vorträgen halten könnte.

Das Prinzip in der Entwicklung des gesamten Menschengeschlechtes zu suchen, darauf ging Schillers Dichten und Trachten in allen Perioden; ich brauche nur zu nennen: „Triumph der Liebe“, „An die Freude“, „Die Künstler“, „Das eleusische Fest“, „Der Spaziergang“.

Vor 100 Jahren stand beim deutschen Publikum, namentlich den Damen, in fast noch höherer Gunst als Goethe und Schiller ein Dichter, der heutzutage um seines manchmal krausen Stiles willen nicht mehr so viel gelesen wird, der grosse Humorist *Jean Paul*. Derselbe hatte selber als Lehrer praktiziert, Schulmeister treten in seinen besten und gelesensten Werken auf, in einem Anhang z. B. zur „Unsichtbaren

Loge“ hat er uns die Idylle: „Leben des vergnügten Schulmeisterleins Maria Wuz in Anenthal“ geschenkt. 1806 hat er unter dem Titel *Levana* eine Erziehungslehre veröffentlicht, welche mitten in den Kriegswirren raschen Absatz fand.

Die *Schweiz* hat, wie Ihnen allen bekannt, bei der zweiten Blüteperiode nicht etwa, wie ein wildes Land, sich teilnahmslos verhalten. Ein beständiger reger Verkehr fand vielmehr statt; die Koryphäen waren mit Schweizern befreundet; ihrer mehrere, wie Klopstock, Wieland, Goethe, waren bei uns zu Besuch.

Zieht man einen etwas längeren Zeitraum in Betracht, so erscheint der Anteil der Schweiz erst recht bedeutend. Von ihr sind ja die Impulse ausgegangen, durch kritische Klärung sowohl ... man denke an Bodmer und Breitinger ... wie durch Dichtungen selber von würdigerem Inhalt und edlerer Form. Ich erinnere an *Albrecht von Haller*.

Aber in der Schweiz ist es auch zu einer herrlichen Nachblüte gekommen, deren letzter Vertreter erst vor wenig Tagen ins Grab gesunken.

Die schaffende Natur liebt es, ab und zu etwa einmal zu spielen, nicht nur mit unbeseelten Formen, sondern auch mit geistigen Erscheinungen. Den drei vorhin erwähnten Deutschen hat sie drei Schweizer gegenübergestellt, die jenen in manch einer Hinsicht gleichen.

Dem Humoristen Jean Paul entspricht unser schalkhafte und das Vollglück in der Beschränkung malende Jeremias Gotthelf. Goethe, dem Fabulisten und unübertrefflichen Frauenporträtisten, ähnelt unser Meister Gottfried Keller. Und an Friedrich Schiller, den feurigen Sänger der Freiheit, gemahnt C. F. Meyer, der Dichter Huttens.

Auch als Pädagogen haben sich alle genannten drei Schweizer betätigt. Aus Jeremias Gotthelfs Schriften kann man ganze pädagogische Blumenlesen zusammentragen.

Er hat aber dem Lehrberufe auch, gleich Jean Paul, ein eigenes Buch gewidmet: „Leiden und Freuden eines Schulmeisters“. Kellers „Grüner Heinrich“ erinnert unwillkürlich an Goethes: „Dichtung und Wahrheit,“ ... hier, wie dort Darstellung der Entwicklung eines jungen Menschen zum Künstler. Die Erziehung in den ersten Jahren ist wieder, wie in der Telemachie, eine einseitig weibliche. Was für eine wichtige Rolle spielen in dem Buche nicht Lehrer der verschiedensten Art, ungeschickte, lieblose, bis hinauf zu dem prächtigen Schulmeister, der sich mit seinem Töchterlein an den schönen stillen See zurückgezogen hat! In die Tiefen der Kinderseelen lässt uns der Dichter blicken und ihre Wunder beobachten; all ihre Saiten lässt er erklingen, lässt uns die

feinen Übergänge vernehmen und wohl auch die plötzlichen schrillen Missklänge. Werden wir inskünftig in jedem Fehltritt des Knaben oder Jünglings eine vorsätzliche und wohlbedachte Bosheit und Sünde erblicken, wenn wir hören, dass der grüne Heinrich ausgegangen, um dem Lehrer aus freien Stücken abzubitten und zur selben Stunde der Rädelsführer bei einer Katzenmusik geworden? Werden wir ein sonst seelengutes Kind als gottlos betrachten, wenn es um irgend einer Grille willen die heiligen Namen auszusprechen und zu beten sich weigert, — werden wir das noch tun, nachdem wir die Geschichte vom Meretlein, jenem Kinde mit den dunkel schwermütigen Augen, dem geschlossenen, von leiser Schalkheit oder lächelnder Bitterkeit umsäumten Munde und dem blassen Antlitze gelesen? Nein, keine lebende glückliche Seele wird das mehr über sich vermögen. Aber in solchen Wirkungen liegt auch der beste Beweis, wie uns Gottfried Keller mit seiner Pädagogik tief im Herzen gepackt hat.

Von C. F. Meyer möchte ich Ihnen als Probe die einzige Novelle: „Das Leiden eines Knaben“ in Erinnerung rufen. Sie dreht sich bekanntlich um eine Schulgeschichte. Dass Hunderte und aber Hunderte gebildeter Leute dem Verlaufe einer solchen mit verhaltenem Atem folgen würden — wer hätte das erwartet? Und doch ist es Ihnen auch so gegangen. Der Marschall Boufflers, der unter Louis XIV. lebte, hatte aus erster Ehe einen Knaben Julian von untadeligem Körperbau, ohne Falsch und mit den schönsten Herzens-Eigenschaften, aber langsamen und beschränkten Geistes.

Sich um ihn zu bekümmern hat der Marschall keine Zeit; immer geht ihm nur der Krieg durch den Kopf und die Grenzen und Festungen. Selbst über der Mahlzeit ist er in seine Geschäfte vertieft, sitzt schweigend oder einsilbig da, ohne sich mit dem Kinde abzugeben, das an jedem seiner Blicke hängt; ohne sich nach seinen kleinen Fortschritten zu erkundigen, denn er setzt voraus, ein Boufflers tut von selbst seine Pflicht.

Diesen Sohn nun übergibt der Marschall nach dem Tode seiner ersten Frau einem Jesuitenkollegium. Die Sache ging anfangs leidlich, bis der Marschall in seiner soldatischen Gradheit einen bösen Plan der frommen Väter Jesu durchkreuzte und sich dadurch ihre Leiter zu Feinden machte. Von da an musste es der Knabe entgelten und wurde auf alle möglichen Weisen chikanirt. Er wurde nicht promovirt, so dass er, der Jüngling, neben ganz kleinen Bürschchen zu sitzen kam, während er am liebsten mit dem Vater ins Feld gezogen wäre. Andern wird dieser Wunsch gewährt, nur der eigene Sohn wird abgewiesen. Auch ein artiges Talent desselben zum Zeichnen entgeht dem vielbeschäftigten Vater.

Julian ist und bleibt dazu verdammt, den ganzen Kurs des Kollegiums zu absolviren. Eine unverdiente körperliche Strafe macht das Mass der Leiden voll; der Arme stirbt an einer Gehirnentzündung.

Aber das ist nur ein mattes Bild verglichen mit der Meyerschen Dichtung selber. Wie das innerste Leben und Weben der Kinderseelen dargestellt ist, das muss man eben aus dem Munde des Dichters selber vernehmen. Die schönen Ausführungen, wie einer auch mit beschränkten geistigen Gaben in der Welt Segen stiften kann, dieses Evangelium für die Armen im Geiste — man muss es bei Meyer lesen.

Muss ist nicht das rechte Wort, denn wenn man ja einmal begonnen hat, so lässt einen das nicht mehr los.

So ist die Menschheit heute, so ist sie zu allen Zeiten gewesen. Immer hat sich der bessere Teil derselben für die Mittel und Wege interessirt, *wie der Mensch zum Menschen werden möge*. Das ist aber eben, was man heisst: Erziehungswissenschaft und Erziehungskunst oder Pädagogik.

L i t e r a r i s c h e s .

A. Besprechungen:

Wilh. Flachsmann, Lehrer. *Irrwege in Lesebüchern für Volksschulen*. In Urteilen Sachverständiger erläutert und gesammelt. Zürich, 1900. E. Speidel. 128 S. Preis 2 Fr.

„Alte Wahrheiten verlieren dadurch nichts an ihrem Werte, dass sie öfter ausgesprochen werden, vielmehr gewinnen sie nur, je grössere Klarheit und Bestimmtheit sie durch wiederholte, vielseitige Beleuchtung erlangen.“ Diese Worte A. Richters können nicht passender angewandt werden, als zur Entschuldigung der Tatsache, dass das vorliegende Buch nicht viel neues bringt. Zudem ist es ja bittere Wahrheit, dass die „Urteile Sachverständiger“, die Grundsätze und Ansichten der hervorragendsten Pädagogen, in so vielen unserer jetzigen Lesebücher, vorab in solchen der Primarschule, zum schönen Teil unbefolgt geblieben sind, so dass der Kampf gegen die „Irrwege“ vollberechtigt ist.

Auswahl und Anordnung des Lehrstoffes, die Frage, ob der Original-Schriftsteller verbessert werden dürfe, die sprachliche Form, das Mass und Übermass an Inhalt und Form, die Ursachen und Folgen der gerügten Missgriffe: das sind die Dinge, die Flachsmann bespricht. Und er tut dies auf grund wirklicher Vertiefung in die Quellenschriften von Autoritäten und mit geschickter Benützung derselben.

An Hand zahlreicher Beispiele wird aus Primarschul-Lesebüchern nachgewiesen, dass in der Auswahl der Lehrstoffe die Gesetze über das Geistesleben der Kinder nicht sorgfältig genug ermessen werden, sowie auch, dass die Anordnung des Lehrstoffes nicht immer den Forderungen betreffend das Lehrverfahren entspricht. Der Verfasser betont, dass viel zu wenig — in vielen